

Leseprobe aus:

Ulla Lachauer

Paradiesstraße



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

Paradiesstraße

Ich bin ein Glückskind. An einem Sonntag bin ich geboren, den 19. Juni 1910, morgens, gerade in die Sonne hinein. «Sonntagskinder sind Glückskinder», sagte meine Mutter. So dachte man bei uns, und so hab ich es mir immer eingebildet. Ich weiß nicht, was man als Glück betrachtet. Jedenfalls habe ich in all den Stürmen, dem Wirrwarr und was der Mensch durchzustehen hatte in meiner Heimat, immer noch Glück gehabt.

Mit dem Kopf zuerst bin ich auf der Welt angekommen. Ich war die zweite. Eine Schwester war vor mir da, aber die starb nach vierzehn Tagen. Dadurch war ich die Älteste. Zwei Jahre nach mir kam der Bruder Arthur, und später haben die Eltern noch einen Jungen aus der Verwandtschaft angenommen, den Walter.

Meine Mutter hat immer behauptet, daß ich ein schreckliches Kind war. Damals wurde für Kleinkinder Brei gekocht und in Mullwindeln eingewickelt. Die bekam man in den Mund gesteckt zum Lutschen. Ich hab sie immer ausgespuckt und gebrüllt. Das wollte ich nicht. Und die Gemüsesuppen, als ich größer war, schmeckten mir auch nicht. Sie ließen mich hungern, damit ich abends die Suppe aß. Ich hab sie nicht gegessen. Ich wollte das nicht, und fertig.

Der Bruder, der war gehorsam. «Arthurchen iß, Arthurchen leg dich hin.» Was Mutter ihm gab, was sie ihm sagte, er tat alles. Einmal, als er schon ein Schuljunge war, hatte er irgend etwas ausgefressen. Da befahl ihm die Mutter: «Geh, hol den Stock, damit werde ich dir zeigen, was es heißt, nicht zu gehorchen!» Das Arthurchen zog los, und die Mutter vergaß ihn. Sie hatte immer viel Arbeit. Halb zehn Uhr war Kleinmittag, um zwölf Mittag, halb vier schon wieder Kaffee, das ging am laufenden Band. Am Abend sah sie den

Arthur in der Stube stehen mit dem Stöckchen. Er hatte gewartet und gewartet, so war er.

Arthur war immer der Gute, ich war die Verrückte. Arthur saß auf dem Hof, weiß ich noch, und lauerte der Glucke auf. Hast du nicht gesehen, drehte er den Küken den Hals um. Er war drei, und ich war fünf. Ich wurde bestraft, ich hatte nicht gut aufgepaßt auf ihn. Für meine Prügel war der Vater zuständig. Der packte mich fest an den Haaren, und dann bekam ich eingeraucht ohne Pardon.

Meine erste Erinnerung ist, wie ich unter dem Küchentisch sitze und lausche, was die Großen erzählen. Wenn die Nachbarn kamen und es gab etwas Neues, dann versteckte ich mich immer in der Küche. Manchmal hat mich meine Mutter verwiesen. «Lena, das ist nichts für dich!» Das gefiel mir nicht. Warum mußten sie Geheimnisse vor mir haben?

Unser Dorf hieß damals Bittehnen und gehörte zu Ostpreußen. Es liegt an der Memel, einem großen Strom. Er fließt durch unsere Wiesen in einem schönen, sanften Bogen und kann sehr wild sein. Die Bitt, das Bächlein vor unserem Hause, mündet in ihn hinein. Ich habe mich oft gefragt, warum unsere Memel so wenig besungen wurde. Über den Rhein oder die Donau gibt es Lieder noch und noch. «An der schönen blauen Memel», das hätte auch gut geklungen. Das einzige, was die Dichter für uns geschaffen haben, ist «Von der Maas bis an die Memel». Und das ist kein Lied, sondern eine Hymne.

Politik mußte nicht sein, aber sie hat in meinem Leben eine wichtige Rolle gespielt. Ich erinnere mich gut, wie wir flüchten mußten. Ich war vier, mein Bruder war zwei. Der Vater war schon eingezogen, die Mama mit uns allein. Der Weltkrieg war ausgebrochen, der erste, und es hieß: «Die Russen kommen!» Alles rannte durcheinander. Unsere Mutter spannte den guten Wagen an; setzte uns Kinder hinein und

unsere Pungel und brachte uns über die Memelbrücke nach Tilsit-Kalkappen, da lebten Verwandte. Sie lud uns bei ihnen ab, kehrte um und jagte nach Bittehnen zurück. Das Vieh mußte losgebunden werden. Sie wollte das Silber verstecken und die Schränke und Türen abschließen. Plötzlich, sie war schon fertig mit allem, fuhr schon über die Wiesen auf den Rombinus zu, da hörte sie: «Stawei! Stawei!» Vor ihr tauchten Gewehre auf und fremde Gesichter. Später hat sie uns alles erzählt, viele Male. Es dauerte vier Jahre, bis wir sie wiederhatten. Die Russen nahmen sie, ein paar andere Frauen und den Nachbarn Martin Jankus fest, sammelten Pferde und Wagen ein, und auf ging es nach Tauroggen, erst ins Gefängnis, und nachher wurden sie alle nach Rußland verfrachtet.

Arthur und ich blieben in Tilsit. Auch hierher kamen die Russen. Das Militär hielt die Stadt gefangen, allerdings nicht für sehr lange Zeit. Später, in der Schule, lernten wir, ein Hindenburg hätte bei Tannenberg die russischen Armeen zerschmettert. Meine Tante betonte immer wieder, daß sich die Russen im Grunde sehr anständig benahmen. Wenn die Deutschen zu ihnen «Guten Morgen» sagten, grüßten sie höflich zurück, wie richtige Herren. Die Zeit ging ohne Mord und Totschlag vorüber. Mein kleiner Bruder stand jeden Tag am Tor, und wenn er einen russischen Soldaten sah, schrie er ihm hinterher: «Sag, meine Mama soll nach Hause kommen!» Ich mußte ihn am Kragen packen, damit er nicht in den Straßengraben fiel.

Nachher haben die Verwandten meinen Vater angefordert. Er kam nach drei, vier Wochen und holte uns nach Hause. Mit ihm kam Mamas Mutter, sie führte die Wirtschaft bei uns, den ganzen Krieg über. Großmutter war eine starke Frau. Doch sie war krank, nach dem Essen hat sie immer erbrochen. Sie quälte sich jedes Mal schrecklich. Ich nutzte das aus, und sie schimpfte mich. «Du kannst nicht

machen, was du willst, Lena!» Dann lief ich raus in den Garten, warf mich in die Büsche und schrie: «Wo bist du, Mama?» Damals dachte ich, Schreien hilft. Der Großmutter tat das Herz weh, aber sie mußte doch sehen, daß es ordentlich zuring im Haus.

An den ersten Schultag muß ich mich oft besinnen. Vater brachte mich, es war ja nicht weit. Er hatte so einen schnellen Gang. Mit großen Schritten stiefelte er vorneweg, und ich trippelte hinterher. Schiefertafel unterm Arm, Schwamm und Kissen hingen bis an die Erde. Sie flimmerten immer so vor meinen Augen, daß ich lachen mußte. Den ersten Tag saß ich ganz still und steif, guckte starr auf die Wandtafel, wo der Lehrer ging. Am anderen Tag war es schon ein bißchen leichter, und nachher war es schon gut. Ich war eine Schülerin, und fertig. Zu Hause setzte ich mich immer in die Schaukel und übte Singen. «Kuckuck, Kuckuck, ruft's aus dem Wald.» Auch das Zählen machte sich gut auf dem Brett, eins und zwei und hin und her, rauf und runter bis sechs oder zwanzig und zurück.

Wir bekamen Post von unserer Mutter, daß sie noch am Leben ist. In einem Krankenhaus bei Saratow hat sie gearbeitet. Sie schrieb von den Verwundeten und den Sterbenden. Vielen hat sie die Augen zugedrückt. Es gibt noch ein Bild von ihr in der Krankenschwestertracht. Später hat sie auf einem Gut gelebt, als Helferin des Verwalters. Sie hat sich dort vieles abgeguckt in der Welt.

Wir hatten ein Mädchen aus dem westlichen Ostpreußen, die dicke Berta. Die trug immer Hosen und hatte ein Kindergemüt. Mit ihr hatte ich vereinbart, wir wollten eine Girlande binden: «Herzlich willkommen!» Aber der Tag, auf den wir warteten, kam zu überraschend. Pfingsten war, und wie jeden Sonntag war ich ins Dorf gerannt. Jemand rief: «Lauf nach Hause, deine Mutter ist wieder da.» Ich rannte wie der

Blitz. Rannte und stand in der Tür und habe sie nicht erkannt. Sie hatte so ein schönes Kostüm an, dunkelblau oder mittelblau, und sprach mit der Großmutter. Dann bin ich widerstrebend hingegangen. Irgend etwas war nicht richtig, das stimmte mir nicht. Ich stand da wie ein Stock. Mein Bruder, der glaubte gleich, obwohl er sich gar nicht an sie erinnern konnte.

Mutter hatte aus Rußland die Liebe zum Kaffee mitgebracht. Vater verabscheute ihn, er mochte nur den von Zichorien. Einmal die Woche lud «die Fremde», so sagte ich zuerst immer, zum Kartenspielen ein. Dann kamen die Lehrersdamen und andere, alle wollten von den russischen Abenteuern hören. Auch wir Kinder fanden das interessant. Für uns begann nun ein anderes Leben. Mutter brachte einen neuen Zug in die Wirtschaft. Es ging energischer zu und lustiger.

Unser Hof steht am Anfang eines kurzen Feldweges. Dann kam Kellotats Hof und ein Stückchen weiter Ballnus' Hof. Christoph Ballnus prahlte immer mit seinem Herdbuchvieh, sein Besitz war einer der größten im Dorf. Unser Vater war stolz auf seine Trakehner. Mit unseren hundert Morgen Ackerland und Wiese waren wir Mittelbauern. Der kleinste Hof war Kellotat, aber er war mir der liebste. Darin lebten drei Mädchen und zwei Jungen, die ganze Kindheit und Jugend haben wir zusammen verbracht. Weil ich keine Schwester hatte, beneidete ich das «Dreimädelhaus».

Kellotats Älteste hieß Lydia, ein hübsches zartes Ding mit schwarzbraunen Zöpfen. Sie hat einmal behauptet, sie wäre die Schönste und Klügste von uns vieren. Wir waren beleidigt, obwohl es wahrscheinlich stimmte. Else, die Mittlere, trug die Haare wie Schnecken um die Ohren und war ein richtiges Hausmütterchen. Luise, genannt Liesi, hatte einen blonden Lockenkopf. Weil sie auf einem Schulbilde mit geschlossenen Augen stand, nannte meine Mutter sie immer

«das blinde Engelchen». Irgendwie paßte das zu der schüchternen Liesi. Alle waren wir uns gut. Die Kellotat-Mädchen spielten Harmonium, ich Geige. Wir musizierten und sangen immerzu, wenn wir Zeit hatten. Deshalb bekam unser Weg im Dorf den schönen Namen «Paradiesstraße».

Unsere Mutter liebte Kinder, es konnten gar nicht genug um sie herum sein. Ständig und überall hatte sie Bonbons parat oder Kuchen. Vater war anders, er wollte Ordnung auf dem Hof. Wenn die Jungen nur Ästchen schmissen oder Steinchen auf den geharkten Boden, wurde er wild. Das war ihm nicht gut. Die kleinen Löcher, die wir für die Murmeln aushoben, waren ihm schlimmer als die Maulwurfshügel.

Am Samstag wurde immer geharkt und manchmal auch gefegt. Gestern, wie ich durch die Paradiesstraße ging, dachte ich, wie viele Wochen wohl schon vergangen sind seit damals, als die Liesi und ich hier mit unseren Besen gewirkt haben. Das kann kein Mensch mehr berechnen. «Heute ist die Paradiesstraße wie ein Pfad im Urwald», habe ich der Liesi neulich geschrieben. Jeden Tag führe ich meine Kuh, die Rose, zum Weiden auf dem Ballnus seine Wiese. Vorbei an Kellotats ehemaligem Hauseingang, wo nur noch Brennesseln stehen. Man sollte sie umhacken, denke ich. Sie ersticken den Birnbaum, er trägt schon nicht. Wie oft ich das schon gedacht habe? Früher hatte er so kleine gelbe Birnen, die schickte Frau Kellotat immer in einer Wanne meiner Mutter zum Geschenk. Ich erinnere mich noch an alles, wie es war. Wo der Schweinestall gestanden hat, wo die Sommerstube fürs Gesinde, die eiserne Pumpe, alles. Ballnus hatten ihre Küche nach vorne raus, da hörten wir immer das Geschirr klappern. Bloß das Hoftor haben sie gelassen, weil der Sowchos dahinten sein Vieh hatte und es gerne abschließen wollte. Sonst ist alles zertrümmert, alles abgerebelt. Mehr als die Hälfte der Bittehner Höfe sind praktisch

weg. Daß da einmal Menschen waren, weiß man nur noch von dem Fliederbusch. Der ist meistens noch da, jede Familie pflanzte sich damals einen vors Fenster.

Die Bittehner sind verstreut in alle Winde. Viele sind im Westen, vor allem in Deutschland. Kosgalwies' Else, die den Adomat geheiratet hat, wohnt in Florida. Fritz Bussmann soll in Afrika sein. Der Gerolis meldete sich neulich aus Braunschweig. Seitdem die Post hin- und hergeschickt werden darf, weiß ich ungefähr, wer von den Bittehnern noch am Leben ist. Von der Paradiesstraße ist sonst nur die Liesi geblieben. Sie lebt in der Pfalz, in einem Städtchen, das heißt Frankenthal. Sie schreibt immer, sie muß heulen, wenn sie meine Briefe liest: «Wenn Dein Brief ankommt, lebt die Heimat wieder auf. Da möchte ich sofort nach Hause laufen.» Das verstehe ich. Sie weiß doch dieselben Wege und Stege, was wir für Dummheiten gemacht haben, wie wir gut getan haben und wo wir schlecht waren, alles. Wäre die Freiheit in Litauen früher gekommen, die Liesi hätte sich sofort in die Eisenbahn gesetzt und wäre hergefahren. Nun hat sie keine Energie mehr. Im letzten Osterbrief schrieb ich ihr: «Liesi, mach mir nicht den Ärger, daß Du früher gehst als ich. Du bist die Jüngere von uns beiden!»

Ich bin zu Hause. Ich bin die einzige Bittehnerin, die noch zu Hause ist.

Deutsch und litauisch

Wir waren «preußische Litauer», so nannte man das damals, wie ich klein war. Mit vier Jahren konnte ich perfekt Deutsch und Litauisch. Wir sprachen mal so, mal so. Die Eltern re-

deten uns mehr auf deutsch an, die Großeltern mehr auf litauisch. Mit dem Gesinde ging es auf litauisch, die Kasuhne und der Vytas und wie sie alle hießen verstanden meistens nichts anderes. Wieder andere Menschen im Memellande konnten nur Deutsch. Wenn die auf den Hof kamen, fielen uns gleich die deutschen Worte auf die Zunge. Manchmal konntest du an der Sprache erkennen, in welchem Zustand einer war. Wenn der Karl von nebenan litauisch sang, war er bestimmt besoffen. Nüchtern sprach er immer deutsch. Beten wiederum mochte er lieber auf litauisch.

Oder der alte Burbliēs, der Schneider, wo im Winter immer zum Nähen kam, solche wie er liebten das Platt. Diese Mundart war nicht so besonders gut angesehen, jedoch konnten wir natürlich ebenfalls Brocken davon. Und es wäre unehrerbietig gewesen, wenn wir nicht auch mit «Daaach» begrüßt hätten. Abends, am großen Tisch, wenn Alte und Junge bei uns zusammensaßen, war es am gemütlichsten, wenn alle sich auf litauisch unterhielten. Das war so gang und gäbe. Das war ganz leicht, die Sprache hat die Menschen nicht auseinandergebracht damals.

Mein Großvater hat seine letzten Worte auf litauisch gesagt. Später glaubte ich, das hat eine Bedeutung gehabt für mein Leben. Da neigte sich zum ersten Mal die Waage in eine bestimmte Richtung. Ich war zwölf. Meine Mutter hatte mich an sein Bett geschickt, damit ich aufpaßte, ob er etwas trinken will. Niemand sonst war da, und er bat mich, niederzuknien an seinem Bett. Er hat mich gesegnet, ich weiß noch die litauischen Worte. Obwohl Großvater gut deutsch sprach, aber Litauisch lag ihm mehr am Herzen. «Lena», hat er mich ermahnt, «lebe so, daß du niemals ein Ärgernis wirst für deine Mitmenschen und daß du keine Schande bringst über die Familie.» Kurz darauf starb er. Sein Segen ist auf mir geblieben.

Mein Vater hieß eigentlich Jurgis. In seinem Paß zu der Kaiserzeit mußte er Georg sein. Das Deutsche war besonders im offiziellen Umgang gefragt. In der Schule wurden wir auf deutsch erzogen. Das hatte der Kaiser so gewollt. Leider ging er uns bald verloren. Aber wie ich ein Kind war, gehörten wir zu ihm und zum Reich. Sein Bild hing bei uns in der guten Stube. Natürlich waren wir kaisertreu, alle waren kaisertreu. Wen anderes gab es ja nicht. Zu jener Zeit figurierte der Kaiser ganz alleine. Man sagte, er hätte seine preußischen Litauer besonders lieb. Unter ihnen suchte er sich immer die längsten Kerls aus für seine Garde. Aber die wollten nicht, die versteckten sich nachts auf den Bäumen, wenn man sie holen wollte. An Kaisers Geburtstag, am 27. Januar, hab ich mir immer Locken gemacht. Beim Fest in der Schule trugen wir Mädchen die Haare offen, mit langen Bändern. Jedes Jahr nähte uns Mama neue Kleider zu diesem Anlaß. «Ich hab mich ergeben mit Herz und mit Hand, will Vaterland dir bleiben auf ewig fest und treu», haben wir geschmettert. Danach ging es zur Nachfeier zu Luise Schlegelberger, die oben auf dem Rombinus wohnte und auch Geburtstag hatte.

Wenn der Kaiser gewußt hätte, wie es normalerweise in unserer Schule zugeht, er hätte sich sehr gewundert! Die Schule war voll, ein Raum nur war für zwei Klassen. Wir fingen an in der zweiten. Jede Klasse hatte drei Abteilungen, das heißt, nach drei Jahren wurde man in die erste Klasse versetzt und mußte wieder drei Abteilungen durchlaufen. Bis der junge Hilfslehrer kam, unterwies uns Lehrer Aschmoneit ganz alleine. Er war schon ein alter Mann. Wie haben wir ihn gequält! Was haben wir alles gemacht! Schönschrift zum Beispiel, wir sollten also schreiben. Unser Lehrer spazierte immer den Gang auf und ab. Und wir knallten immer mit der Zunge. Er dachte, wir hauen mit der Feder im Tin-

tenfaß herum. «Das sollt ihr nicht tun. Ihr macht die Federn kaputt», schrie er und rannte hin und her. Wenn er vorne war, knallten wir hinten. War er hinten, knallten wir vorne. Oder wenn Singen war, dann spielte er Geige. Er spielte so innig die Lieder, mit geschlossenen Augen. Dann schmissen wir mit Papierkügelchen nach ihm. Manchmal hielt er das nicht mehr aus, nahm seinen Schal und lief nach Hause zu seinen Töchtern. Meistens kam er sehr bald zurück. Die Töchter rannten hinterher, bis in die Klasse, und bettelten: «Väterchen, komm nach Hause. Laß sie in Ruh. Du wirst uns noch krank werden.»

Die Lehrersdamen haben sich bei meiner Mutter beklagt über mich, und ich habe mich geschämt. Aber was machst du unter all den Kindern? Keiner weiß davon, daß ich mich bessern will und wie mir zumute ist. Sie tollten und machen alles weiter, und ich muß sitzen wie ein Denkmal. Das geht doch nicht.

Schließlich sagte der alte Lehrer zu meiner Mutter: «Nimm die Lena aus der Schule raus, steck sie irgendwo rein. Sie ist gut, sie ist hell. Aber sie ist auch im Ungezogen-sein hell. Sie muß doch lernen.»

Zu der Zeit suchte der Förster für seine Töchter eine Gouvernante. Und damit es billiger kam, brauchten sie noch andere Schüler. Das hörte Mama, sie hat mich gleich angemeldet. Mir gefiel es dort sehr. Das Fräulein Schumann war nett, und wir waren nur zu fünft. Die beiden Försterstöchter, dann die schwerhörige Christel Wassermann, die Tochter vom Inspektor, ich und die jüngste Tochter vom Jankus. Urte Jankus und ich mußten jeden Tag von Bittehenen die drei Kilometer bis zum Schreitlaugker Walde gehen. Das war uns nichts. Auf dem Wege lernten wir schon Vokabeln. In dreiundzwanzig Stunden habe ich ein Jahr Französisch nachgeholt. Französisch war damals große Mode, denn wir hatten doch die

Franzosen bei uns an der Memel. Nach dem verlorenen Krieg paßten die hier auf, daß Ordnung war. «Territoire de Memel» stand auf den Briefmarken, und ich konnte das lesen!

Besonders die mittelalterliche Geschichte, davon konnte ich gar nicht genug kriegen, von dem Olymp und dem Zeus und allem. Das ganze Gymnasialprogramm nahm das Fräulein mit uns durch. Zur Prüfung mußten wir jedes Jahr nach Tilsit vor eine Kommission. Ich bin zum Privatunterricht gegangen bis zum Anschluß, als das Memelgebiet zu Litauen kam. Also 1923, dann zogen die Försters raus, sie optierten für Deutschland und nahmen die Lehrerin mit. Mama wollte mich nach Tilsit zur Schule schicken. Aber die Eltern hatten mit dem Bauen angefangen, und es war so eine unruhige Zeit. Die Bermontininkai machten immer noch die Gegend unsicher. Ich hätte in Pension gehen müssen zu fremden Leuten. Das hätte viel Geld gekostet. Und ich hätte ständig wechseln müssen von einem Land ins andere. Ostpreußen war geteilt, direkt durch den Strom hatten sie die Linie gezogen. Tilsit war jetzt Deutschland, und vielleicht, dachten wir, würde eines Tages die Grenze gesperrt werden. Eigentlich sollte ich nach Mutters Wunsch Ärztin werden. «Nein», sagte sie schließlich, «ich sorg mich um dich. Du bist allein in der Stadt und bist so wild.»

Ich war traurig. Der Bau begann, und es war Arbeit bis über beide Ohren. Vater bemühte sich um Holz und Ziegel. Erst kam der große Stall, dann wurde das Wohnhaus erneuert. Das hölzerne Haus, in dem ich geboren wurde, haben sie abgerissen. Es mußte eines aus Stein sein. Meine Mutter, die kam aus dem Dorfe Größpelken. Von daher, aus ihrem Elterlichen, kam wohl die Energie für das alles. Sie wollte immer große Räume haben, sie war sehr schönheitsliebend. Alles Geld ging ins Bauen. Das große Unternehmen hat ein paar Jahre gedauert, bis 1929 ungefähr. Am Wochenende packten

die Nachbarn mit zu, «talka» nannten wir das. «Kommst du morgen bei mir in talka?» fragte der Vater herum.

Von der Familie mußten alle helfen, auch Arthur und Walter. Ich weiß noch, wie ich dem Arthur die Dachziegel hochgereicht habe. Er saß oben auf dem First, ich band unten die Ziegel zusammen mit einem Strick. Ab juchhe mit der Fuhre, und ich guckte noch, ob sie heil oben ankam. Ich war doch ein Mädchen!

Meine Mutter hat immer, wenn etwas war zum Lernen, geguckt, daß ich wegkam: «Mach schnell heute. Heute ist in Lompönen ein Servierkurs. Da gehst du hin.» Dort kamen all die Töchter zusammen von den Gutsbesitzern der Umgegend. Oder man konnte sich im alkoholfreien Speisehaus anmelden als Hilfsmamsell und wurde angelernt im Kochen und Braten. «Mach das, sieh zu», drängte Mama. Der Vater wollte mich nicht lassen. «Schon wieder ist sie nicht da. Schon wieder treibt sie sich herum.» Wenn ich so nachdenke, bin ich meiner Mutter sehr dankbar, daß sie mich so gefördert hat. Vater sagte oft zu ihr: «Unsere Lene niekam netinka (Unsere Lene taugt nichts)», und sie widersprach jedesmal.

«Rumtreiberin!» Vaters Wort ist mir noch im Ohr. Ich wollte immer schwärmen, was ergründen. Was weiß ich, dann kriegte ich zum Beispiel den Auftrag, am Ende des Dorfes Perlhuhneier zu holen. Wie kannst du da schnell nach Hause kommen? Bei der Trude Batschkus mußtest du stehenbleiben, dann wieder bei Fabians, die hatten so schöne Dahlien und Sträucher. Alles interessierte mich, alles war mir schön. Auch nachts konntest du mich schicken, wohin du wolltest. Ich hatte keine Angst, im Dunkeln zu gehen. Abends, im Frühjahr, wenn schon März war oder April, bin ich immer rausgelaufen auf die Paradiesstraße und ließ mich vom Wind anpusten. «Das ist Rumtreiben», sagte Vater, «das darf nicht sein.»